

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

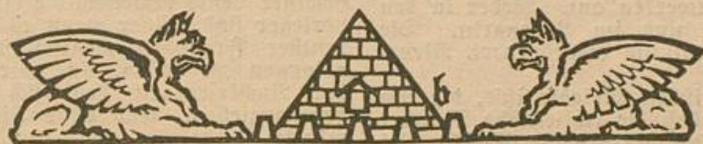
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

29.7.1934 (No. 30)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 30



29. Juli 1934

Aus Siegfried Wagners letzten Schaffensjahren / Briefe an Henry Rebois Uebersetzt von Berta Schleicher

Wenn wir die Auslandsstimmen verfolgen, die sich von den ersten Bayreuther Aufführungen vom Jahre 1876 bis in unsere Gegenwart hinein zum Festspielgedanken Richard Wagners geäußert haben, so fallen uns immer wieder die französischen als besonders charakteristisch auf. Es sei hier nur an die alten Bayreuther Anhänger Gabriel Monod, Edouard Schuré, Antoine Lascoux und Graf Louis Fourcaud erinnert. Von der heutigen Generation tritt ihnen Henri Rebois an die Seite. Seine Aufsätze über die Bayreuther Festspiele von 1927 und 1930 und sein am 5. April 1929 in Rom gehaltenes Vortrags über „Richard Wagner und Italien“ bekunden ein so feines Verstehen und liebevolles Eindringen und eine so echte Begeisterung, daß es begreiflich ist, wenn Siegfried Wagner, der Erbe Bayreuths, ihm freundschaftlich gesinnt war.

Wir veröffentlichen hier einige Briefe Siegfried Wagners an Henri Rebois, im Original französisch geschrieben, und als solche vor kurzem erschienen in einer Broschüre, die Rebois unter den Leitgedanken der Wiedergeburt Bayreuths gestellt und bei Fischbacher in Paris herausgegeben hat. Diese Briefe entstammen den letzten Schaffensjahren Siegfried Wagners. Sie sind bezeichnend für sein natürliches, schlichtes Wesen, das nur ein Ziel kannte: in rastloser Werktreue der Bayreuther Aufgabe zu dienen, die sein großer Vater ihm hinterlassen, und so im Kampfe gegen den entarteten Geschmack einer seelenlos gewordenen Zeit die Sendung zu erfüllen, die ihm, gerade ihm, das Schicksal zugeteilt hat.

Bayreuth, 23. September 1927.

Lieber Herr Rebois!

Ihr schöner Artikel, der uns sehr erfreut hat, ist uns bereits von Freunden zugeschickt worden. Ich danke Ihnen aufrichtig dafür.

Die Bedeutung Bayreuths in unserer Zeit der Sanktultottengestimmung und Bolschewisierung der Kunst ist klar erkannt wo den, vor allem in Deutschland, wo der moderne Geist, wenn er es könnte, den wagnerischen Geist am liebsten vernichten möchte. Ein Glück, daß diese Zwerge und Knirpse keinen Löwen zu töten vermögen! Hoffentlich kommen alle unsere treuen französischen Freunde, durch Ihren Artikel angeregt, wieder nach Bayreuth. Sie bilden eine vortreffliche Zuhörerschaft.

Meine Frau sendet Ihnen ihre besten Empfehlungen.

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

2. März 1928.

Lieber Herr Rebois!

Was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen noch nicht gedankt habe für Ihren schönen, ausführlichen Brief, der von Ihrer wachsenden Begeisterung für das Werk meines Vaters berichtet.

Ich bin die ganze Zeit unterwegs gewesen, um Aufführungen meiner Opern beizuwohnen. Das hat mich abgehalten, Ihnen zu schreiben. Wenn ich Alberichs Tarnhelm besäße, so wären wir auch in Rom. Aber ach, ich habe zu viel zu tun hier. Im Augenblick scheint wenigstens die Sonne, allerdings nur so, wie es im französischen Sprichwort heißt: Die Ratschläge des Alters sind wie die Winter Sonne, die scheint, aber nicht erwärmt.

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

8. Juni 1928.

Bravo! Bravissimo! Lieber Herr Rebois! Ich glaube, daß wir beide mehr zuwege bringen für die Verständigung als die Herren in Genf. Und all dies in der herrlichen Villa Medici! *) Welch schönen Eindruck muß dies gemacht haben! Nichten Sie, bitte, Herrn Messager meine Empfehlungen aus.

In drei Tagen beginnen die Proben. In diesem bolschewistischen Zusammenbruch der Kunst ist Bayreuth eine wahre Notwendigkeit.

Tausend Dank und hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

Die Dürer-Ausstellung in Nürnberg ist prachtvoll! Sie sollten sie sehen.

Berlin, 12. Januar 1929.

Lieber Herr Rebois!

Einen so schönen, tiefchürfenden und so viel Bildung verratenden Brief zu beantworten, ist nicht leicht! Man müßte ein Meister der Sprache sein wie Sie und den Stil Rousseaus besitzen, um es in würdiger Weise zu tun.

Es ist eine wahre Freude, im Bayreuther Publikum solche Zuhörer wie Sie zu wissen. Und ich begreife so gut, daß mein Vater diese große Sympathie für die Franzosen hatte. Sie verstehen, ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen, ohne sich weichen zu lassen.

Der Verfall der Kunst, besonders in Deutschland, ist empörend! Im Lande Bachs, Beethovens und Wagners treibt man Regerkultur; man ist unverschämt genug, die widerlichsten Zoten auf der Bühne vorzuführen. Glücklicherweise sind alle diese Leute keine reinrassigen Deutschen, was uns ein wenig zum Trost gereicht; aber sie werden von der republikanischen Presse begünstigt und sie alle bekleiden wichtige Ämter. Wenn sie meinen Vater totmachen könnten, täten sie es alle Tage. Sie versuchen es, indem sie ihn in bolschewistischer Weise inszenieren und die Tempi verzerrten — sie entweder zu langsam oder zu rasch nehmen, ganz ver-

*) Bezieht sich auf einen Vortrag von Henri Rebois in der Villa Medici in Rom, worin er das neue Bayreuth geschildert hatte.

kehrt —, in der Hoffnung, ihn damit zu erledigen. Deshalb ist Bayreuth jetzt wichtiger denn je.

1930 wollen wir den Tannhäuser bringen, ein Werk, für das ich eine Vorliebe habe. Ich hoffe von ganzem Herzen, Ihnen wie vor zwei Jahren die Hand drücken zu können.

Vielen Dank für den Artikel. Auch hier hat Mussolini für eine Neubelebung gesorgt. Denn früher war die Oper in Rom recht mittelmäßig.

Verzeihen Sie den Bleistift. Ich bin in einem kleinen Berliner Hotel, in dem sich nur ein einziges Tintenfaß befindet, das immer von einer alten Dame benützt wird, die sehr langsam schreibt.

Alle guten Wünsche für 1929, und, wenn nicht früher, so auf Wiedersehen 1930 in Bayreuth.

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

Berlin, 20. März 1929. *)

Lieber Herr Rebois!

In den Jugendwerken meines Vaters sind dreierlei Einflüsse deutlich erkennbar: Beethoven, Weber und die italienische Musik. Beethoven in der C-dur-Symphonie, der Faust-Ouvertüre, dem Siegfried-Idyll und dem Siegfried selbst (die beiden letzteren gehören den Spätwerken an). Weber in den Feen, im Fliegenden Holländer und im Lohengrin. Die italienische Musik (vor allem Bellini) im Liebesverbot, Rienzi und Tannhäuser.

Die große Linie der italienischen Melodie ist's, die ihn beeinflusst. Uebrigens finde ich, daß die italienische Malerei größeren Einfluß auf ihn ausgeübt hat als die Musik. Bei manchen Stellen des Lohengrin, Tristan, Tannhäuser sehe ich Bilder von Raffael, Tizian, Correggio vor mir. Elisabeth ist ein Stück Fra Beato Angelico. Die Musik der drei Grazien gemahnt an die Danaë des Correggio. In der Götterdämmerung sehe ich einen Tintoretto.

Sie verstehen, was ich sagen will.

1930 bringen wir den Tannhäuser, den Ring und Parsifal.

Ich bin aufgefordert worden, im Juni 1929 zwei Konzerte in Paris (im Theater der Champs Elysées) zu dirigieren, aber ich kann nicht kommen, weil wir Proben haben in Bayreuth.

Wenn nicht früher, dann auf Wiedersehen 1930 im Festspielhaus.

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

Bayreuth, 25. April 1929.

Lieber Herr Rebois!

Nach der Rückkehr von Karlsruhe, wo ich einer vortrefflichen Aufführung meiner Oper Sternengebot beigewohnt habe, beziele ich mich, Ihnen für Ihren Brief und für die Artikel zu danken. Ich beglückwünsche Sie aufrichtig. Wenn es keine Kunst gäbe, würden die Nationen das Opfer der schauderhaften Politik, die nur auseinanderzureißen vermag, während die Kunst sie verbindet.

Entschuldigen Sie meine Schrift. Ich muß mit der linken Hand schreiben, da ich einen ziemlich unangenehmen Unfall hatte, was mich im Gebrauch der rechten Hand behindert. Ich hoffe aber, daß sie nach und nach heilen wird, denn für einen Musiker wäre dies recht schlimm!

*) Diese Zeilen sind eine Antwort auf Rebois' Anfrage wegen seines Vortrags in Rom.

Heinrich Berl / Nikolaus Lenau in Baden-Baden

I.

Der Wahnsinn des Jahrhunderts.

Als Nietzsche im Jahre 1900 starb, wurde mit ihm der Wahnsinn seines Jahrhunderts zu Grabe getragen.

Ueberblicken wir die Reihe der großen und genialen Wahnsinnigen des 19. Jahrhunderts, so fällt uns auf, daß es gerade seine edelsten Geister waren: Lenau und Hölderlin, Friedrich Wilhelm IV. und Ludwig II., Nietzsche und van Gogh, Conrad Ferdinand Meyer und Hugo Wolf. Kleist entzog sich dem unausweichlichen Schicksal der geistigen Unmachtung durch Selbstmord, und Strindberg rettete sich vor seinem „Inferno“ durch Sezieren seiner erkrankten Seele. Napoleon und Dostojewskij waren schwere Epileptiker und bewegten sich dauernd hart an der Grenze des Wahnsinns.

Seit Strindberg scheint der analytische Verstand den Weg gefunden zu haben, aus dem chaotischen Gestrüpp der Unmachtung zu entweichen: man hat die Pathographie des 19. Jahrhunderts geschrieben und daraus gelernt. Psychoanalyse und Charakterologie haben zumindest eine Methode geschaffen, mit deren Hilfe sich abnorme Komplexe auflösen lassen. Die Psychopathologie hat daraus gelernt und die Psychotherapie hat sich die Ergebnisse der Suggestion- und Autosuggestionmethode mit Erfolg zu eigen gemacht.

118

Wir dürfen sehr dankbar sein, daß die Schutzengel unser Leben behütet haben. In solchen Augenblicken spürt man die Allmacht und die Güte Gottes.

Im nächsten Jahre dürfen Sie nicht fehlen in Bayreuth. Für Sie ist immer ein Platz frei!

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

Bayreuth, 27. Juli 1929.

Lieber Herr Rebois!

Da ich diesmal weder die alte Berliner Dame, noch meine rechte Hand, die sich zum Glück allmählich weniger eigensinnig benimmt, zur Entschuldigung anführen kann, greife ich zur Feder, um einen günstigeren Eindruck hervorzurufen; sie freut sich, nach viermonatiger Rast als erstes die Gefühle lebhaften Dankes für all die guten Nachrichten, die Ihr Brief enthielt, aussprechen zu können.

Ich habe Ihnen auch noch zu danken für die beiden Artikel im „Figaro“. Es ist sehr wichtig für Bayreuth, daß von Zeit zu Zeit derartige Berichte erscheinen, und wir sind froh, zu wissen, an wen wir uns zu wenden haben! Wir sind — was Sie begreifen werden — der Presse gegenüber immer etwas zurückhaltend. Wir wollen nicht den Eindruck gewisser Leute erwecken, die eine „seccatura“ für die Zeitungsverleger sind. Aber wenn es uns durch die Güte eines Bayreuther Freundes möglich ist, Berichte in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, sind wir sehr dankbar! Das Bayreuth der Nachkriegszeit sieht sich genötigt, ein neues Publikum heranzuziehen. Und ohne Hilfe der Presse ist das fast unmöglich.

Unsere Arbeit für 1930 schreitet gut voran. Sie sollten jetzt hier sein, um die Vorbereitungen zum Tannhäuser mitzuerleben. Das ganze Theater ist in Bewegung gesetzt, beinahe wie im 5. Akt vom Faust, 2. Teil. Märchenhaft! Und doch ist dies das wahre Leben: das Entstehende, das Werden.

Ganz Wahnsinnig sendet Ihnen seine besten Grüße.

Ihr ganz ergebener
Siegfried Wagner.

Bayreuth, 26. Januar 1930.

Lieber Herr und Freund!

Von München zurückkehrend und morgen nach Danzig, London, Hannover, Mailand aufbrechend, wo ich die Trilogie dirigiere, bitte ich Sie um Entschuldigung, daß ich Ihnen in so wenig höflicher Weise schreibe. Selbstverständlich erhalten Sie einen Platz für die drei ersten Aufführungen. Was die letzten Proben betrifft (wir haben keine öffentlichen Generalproben wie in den vergangenen Jahren), so mache ich für Sie gern eine Ausnahme, aber schwören Sie mir, es niemandem zu sagen. Ich würde sonst schwere Unannehmlichkeiten bekommen; denn ich gewähre niemandem Zutritt außer Künstlern, die zum Studium herkommen.

Vielen Dank für die schönen Photographien. Und auch Ihnen alles Gute.

Nehmen Sie mir diesen eilig geschriebenen Brief nicht übel.

Ihr aufrichtig ergebener
Siegfried Wagner.

7. April 1930.

Mein lieber Herr!

Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für Ihre tiefempfundene Teilnahme.

Siegfried Wagner.

(Am Tag nach dem Tod seiner Mutter.)

Es ist nicht leicht, die Frage zu beantworten, welcherart die geistige Erkrankung der großen Künstler und Herrscher war, die das vorige Jahrhundert überschatteten. Das Schlagwort von „Genie und Wahnsinn“ ist ebenso oberflächlich wie das von den „genialen Syphilitikern“. Ob Schizophrenie, Dementia, Paralyse — das ist in jedem einzelnen Fall eine offene Frage — auch bei Nietzsche. Unter die „Dementia senilis“ fällt selbst der Philosoph Kant, der bekanntlich in seinen späten Jahren völlig verwirrt und unzurechnungsfähig war.

Kant steht am Eingang und Nietzsche am Ausgang des 19. Jahrhunderts: zwei Denker also, die wir als seine größten bezeichnen und die es in der Tat auch sind.

Wir tun gut, wenn wir einmal von der medizinischen Seite des Problems absehen und alle die berühmten Fälle von der geistigen Seite her betrachten: da scheint doch der Abstand zwischen dem geistigen Ideal und der stofflichen Wirklichkeit so groß zu sein, daß die edelsten Geister an dieser unerhörten inneren Spannung zerbrechen mußten.

Kleist, Lenau, Friedrich Wilhelm IV., Ludwig II., Nietzsche, van Gogh waren blutmäßig aristokratischer Herkunft, die übrigen zählen zumindest zum Geistesideal. Es ist also ohne Zweifel der Abstand zwischen Adel und Masse, der sich in den Schick-

salen dieser edelsten Geister symbolhaft erfüllt. Sie waren das Opfer, das dem Moloch Masse gebracht werden mußte, ehe denn sich ihr Geist auswirken konnte.

Friedrich Wilhelm IV. lehnt die Krone von Massen Gnaden ab, Ludwig II. spinnt sich ein in eine Märchenwelt, die er jenseits aller sozialen Erschütterungen erbaut, Hölderlin verflärt weltfernes Griechenland in „Hesperien“, Nietzsche proklamiert die Herrenmoral gegen die Sklavenmoral seines Zeitalters, Lenau flüchtet in den Weltmerz der Vornehmheit, Kleist in den Selbstmord, Conrad Ferdinand Meyer in die Renaissance, Strindberg in den Schoß der — allein — seligmachenden Kirche. Diesen Weg ist auch Richard Wagner aus dem Pessimismus und Atheismus gegangen: nur so ist ihm das Schicksal seiner beiden größten „Jünger“ — Nietzsche und Ludwig II. erspart geblieben.

Sie suchen Heilung im Bade

Sie fühlen alle das Herannahen der Katastrophe und suchen Heilung. Körperliche Ursachen sind ihnen unvorstellbar, sie spüren nur die drohende Verwirrung des Geistes. Aber sie glauben durch die Pflege des Leibes Heilung des Geistes zu finden.

Friedrich Wilhelm IV. finden wir einigemal in Baden-Baden, Nietzsche kommt von Basel aus öfters hierher und sucht Befreiung von seinen tiefen Depressionen, Nikolaus Lenau hofft durch eine Kur in Baden-Baden von seinem drückenden Kopfschmerz befreit zu werden. Dostojewskij verfällt geradezu dem Spielermwahnsinn.

Aber die heißen Quellen können nur körperliche Gebrechen lindern und heilen. Die Seele mag dabei genesen oder zerbrechen — das ist eine Frage des individuellen Menschen.

So fliehen sie bald weiter zu einem andern Ort, dort alle Erlösung von ihrer Qual erhoffend — um wieder verzweifeln und weiterzulaufen. Es ist nur die Flucht vor der Katastrophe. Wenn endlich das Wild gehebt und erschöpft zusammenbricht, meldet sich auch schon die rächende Hand der Nemesis.

Auch Ludwig Tieck finden wir öfters in Baden-Baden. Seine Gebrechen sind in der Tat nur körperlicher Art, er hat die Nichte und ist deshalb auch in anderen Bädern anzutreffen. Er mußte aber auch den Kronprinzen von Bayern in Baden-Baden anwesend, der ihm wohlwollte, und mit dem er fast täglich verkehrte.

Friedrich Wilhelm IV. und Nietzsche waren in ihrer früheren Zeit hier. Die Heiljagd vor dem Schicksal hatte eben erst begonnen und sollte sich erst später erfüllen.

Ganz anders bei Lenau: er steht unmittelbar vor der Katastrophe. Die Wolken hatten sich schon lange über ihm zusammengeballt, und er erwartete nur noch den Blitzstrahl, der ihm den Geist zerspaltete.

Alein, das Maß der seelischen Qual war noch nicht voll durch all die Leiden und Schmerzen: eine letzte, wahrhaft tragische Liebe sollte ihn aus dem letzten, ohnehin so schwankenden Halt werfen und die Erfüllung der Katastrophe beschleunigen.

Es wäre töricht, zu sagen, daß Lenau ohne diese letzte Erschütterung das Schicksal des Wahnsinns erspart geblieben wäre. Er war sein ganzes Leben ein Gezeichneteter, und die Frage früher oder später ist völlig belanglos. Wichtig ist allerdings, daß das Erlebnis beschleunigend wirkte und das alles, was damit noch an äußeren Sorgen und Nöten zusammenhing, ihm den letzten Rest des Widerstandes geraubt hat. Aber wäre es das nicht, wäre es etwas anderes gewesen!

Schicksale rollen unerbittlich dem Abgrund entgegen.

Europa begrüßt einen Dichter.

Als die Badener Gesellschaft längst europäisch geworden war, siedelte August Lewald mit seiner berühmten „Chronik der gebildeten Welt“ — „Europa“ — nach Baden-Baden über.

Die Zeitschrift war 1835 in Stuttgart gegründet worden und erschien ab Januar 1841 in Karlsruhe. Die „Redaktion“ ließ sich in Baden-Baden nieder. Da war Wilhelm von Chezy, einer der berühmtesten Feuilletonisten Europas, und die wichtigsten übrigen Mitarbeiter wie Börne, Sukow, Herwegh, Lenau erschienen zu längerem oder kürzerem Aufenthalt.

Eine Schriftstellerkolonie hatte sich um die Zeitschrift gebildet, die „Lektorgesellschaft“ — die heute noch unter dem Namen „Museums-Gesellschaft“ von ihrer Existenz zeugt —, die nicht nur manchen wertvollen Beitrag zur Literatur, sondern auch zur „Chronique scandaleuse“ geliefert hat — es sei nur an „Honek“ und „Strolch“, die engsten Mitarbeiter Lewalds, erinnert!

Diese Badener Schriftstellerkolonie konnte im Juli 1844 die Ankunft eines berühmten Gastes in der „Europa“ anzeigen:

Baden-Baden.

Gegenwärtig wird Nikolaus Lenau für einen längeren Aufenthalt erwartet. Es war mir bei der Nachricht, als ob alle Tannen des Schwarzwaldes dem edeln Sänger entgegenzittern, alle Stimmen der Natur ihm entgegenklingen müßten, der ihr das Resultat ihrer tiefsten Sehnsucht abgeliefert hat.

Dieser „Voranzeige“ wurde, offenbar im letzten Augenblick, noch die „Bemerkung“ angefügt:

„Lenau ist angekommen. Hoffen wir, daß der Wald, der ihm Liebesträume zugeflütert, mit seinem Hauche und mit seiner Vergluth auch seine bleichen Wangen rötet.“

Lewald ließ es sich nicht nehmen, den Schwarzwald selber zu einer poetischen Huldbildung für den Dichter anzurufen, die weniger ihres dichterischen als ihres dokumentarischen Wertes hier von Interesse ist:

Der Schwarzwald an Nikolaus Lenau.

(Juli 1844.)

Kurz ist es her, der Frühling war
Gestiegen zu mir nieder,
Da lauschte ich, erklangen klar
So süß und still, so wunderbar
Mir deine Waldeslieder.

Was in mir selbst als Rätsel lag,
Konnt' ich hier klar erlauschen,
In meinen dunklen Tannen brach
Sich jeder Hall, ich sang ihn nach
In meiner Zweige Rauschen.

Ich liebe dich, seit lang, seit lang
Mußt' dein ich immer denken,
Bei Windeswehn, bei Drosselfang,
Es zog mein ganz Revier entlang
Ein süßes Deingedenken.

Jetzt hab' ich dich, jetzt bist du mein,
Ich will dich fest umfassen,
Schließ' dich in grünen Armen ein,
Du mußt' jetzt mein Gefang'ner sein,
Den will ich nimmer lassen.

Ich halte dich in treuer Gut;
D tauche frisch hernieder
In meiner Quelle Heileslut!
Und sing' in ewig jungem Mut
Viel' neue ew'ge Lieder!

Von den Furien gepeitscht.

Der also von den Tannen des Schwarzwaldes angesprochene Dichter war am 1. April 1844 bei seinen Freunden Georg und Emilie Reinbeck in Stuttgart eingetroffen und hatte dort zehn Wochen zugebracht. Als der Arzt der Gattin Reinbecks einen Aufenthalt in Lichtental angeraten hatte, versprach Lenau, die beiden Freunde nach Baden-Baden zu begleiten.

Offenbar reiste Lenau aber schon vier Tage früher als diese ab. Emilie Reinbeck traf ihn erst später zufällig und bemerkte, daß er sehr verstimmt war. Berthold Auerbach gegenüber, den er damals in Baden erst kennengelernt hat, bemerkte er, daß er bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Familie Reinbeck sich doch „bei all den alten Leuten“ sehr bedrückt und bekümmert fühle.

Nach dem Herausgeber der Lenauschen Werke, Max Koch, hat er die Reinbecks begleitet: „Im Juni begleitete er Reinbecks nach Lichtental, wo der Aufenthalt ihm bald lästig wurde. Er siedelte nach Baden-Baden über, konnte aber auch dort den beständigen Kopfschmerz nicht loswerden.“

Die Tatsache, daß Lenau erst in Lichtental abgestiegen ist, spricht sehr für die letztere Auffassung, doch ist das im Grunde nicht wesentlich. Jedenfalls sehen wir am Samstag, den 29. Juni 1844, in der Fremdenliste folgende Meldung:

Au Ludwigsbad à Lichtental.

Mr. Nimbach de Strehlenau, Francfort.

Unter „Changemants de domicile, Quartierwechsel“ steht aber in der gleichen Liste:

„Chez veuve Kah 385

Mr. Niembach de Strehlenau, Vienne“.

Und im „Beobachter von Baden“, dem Beiblatt zum Badenblatt, lesen wir:

„Der Dieter Lenau, seinem Vaterlande so wert geworden, ist hier angekommen und wird einige Wochen verweilen.“

In den Hauptfremdenlisten — „Présence effective des Etrangers à Bade“ — ist der Name Lenaus vom 6. Juli bis 10. August 1844 zu finden. Vom 14. August ab fehlt er.

Wo wohnte diese „Witwe Kah 385“? Man hat angenommen, am Marktplatz, doch wird es wohl richtig sein, was Dr. Köppler festgestellt hat, daß sie in der Sophienstraße 29 ihre Wohnung hatte. Diese lag gegenüber der Villa seines Freundes des Wilhelm von Chezy (Villa Neck), und die Annahme dürfte schwerlich fehlgehen, daß Chezy ihm diese Wohnung besorgt hat. Nur so läßt sich der rasche Quartierwechsel einigermaßen erklären.

Seine Verstimmung gegen Reinbecks hielt an. Er besuchte sie nur alle paar Tage einmal und blieb zerstreut und unfreundlich.

Die Furien des nahenden Wahnsinns begannen die Peitsche zu schwingen!

Frisch Droop / Sonne auf Dürers Grab

Vor zwanzig Jahren kam ich zum ersten Male nach Nürnberg. Als Kinder hatten wir diese Märchenstadt für ein einziges großes Lebkuchenhaus gehalten, das von keiner Hexe, wohl aber von bunten Bleisoldaten und anderem lustigen Spielzeug wußte. Wenn es später in der Schule nicht klappen wollte, hatte der Lehrer mit dem berühmten Nürnberger Trichter getrübt. Dann war die Gestalt des Hans Sachs in den Vordergrund gerückt, bis das „Bratwurstglocklein“ mit Erfolg seine Anziehungskraft erprobte und die Studentage verschönern half, die uns auf den Spuren von Dürer und Holbein, Pirckheimer und Veit Stoz, Peter Vischer, Adam Krafft und anderer großer Männer sah, die dem Gesicht der Stadt seine ewigen Züge eingegraben haben. . . . Dann war das Jahr 1914 mit seinem Unheil gekommen und in den blühenden Sommer meines Lebens eingebrochen. Am Nachmittag des 1. August sahen wir noch im Festspielhaus von Bayreuth, dessen tiefster Segen darin besteht, die schaffenden Menschen zu reiner Kunstbetätigung zu verpflichten und aller trügerischen Scheinkunst zu begegnen. Des Krieges schrille Dissonanz schien hier noch keinen Widerhall zu finden; nur ganz verstohlen regte sich das Gespenst der Sorge und warf in frohe Herzen bange Zweifel. Aber während Parisfal die Wunde des sterbenden Amfortas mit dem heiligen Speer verschloß, jagte der Draht die Schreckenskunde von der Mobilmachung der deutschen Streitkräfte durch das Land. . . .

Ueber die blühenden Gärten des friedlichen Städtchens, das seit den Sommertagen 1813 kein Kriegssignal vernommen hatte, schlug unser Blick noch einmal zu der bescheidenen Herberge hinüber, in der Jean Paul mit seinem weißen Fudel Tag für Tag eingekehrt war, um der guten Frau Kollwenzel seine neuesten Einfälle mitzuteilen. . . .

Die Heimfahrt in den überfüllten Zügen, die sofort für Truppentransporte bestimmt wurden, war keine Vergnügungsfahrt. Als wir in Nürnberg eintrafen, hieß es kurzerhand: „Alles aussteigen!“ Ein Militärbeamter erklärte, daß an eine Weiterbeförderung vor mehreren Stunden nicht zu denken sei. So beschloß ich denn, mir Nürnberg anzusehen. Da die Erregung meine Begleiter zurückhielt, mußte ich allein die Wege suchen, die mich lockten. Ich pilgerte an alten Giebelhäusern und Warenspeichern, Brunnen und Wehrmauern vorbei, über geschwungene Brücken und an der murmelnden Pegnitz entlang. Ich stand auf dem Markt vor der Frauenkirche und staunte die Türme an, die wie Blumen in die Höhe wuchsen. Für das Dürerhaus und die Sebalduskirche mit dem berühmten Heiligenschein fehlte mir die Zeit; aber eine unsichtbare Hand zog mich vor das Tiergärtner Tor zum Johannisfriedhof. Hier lag vor 400 Jahren jener grüne Rasen, der die Tausende deden mußte, die im Festjahr 1462 den Weg der Leiden gingen. Später wurde der Anger zum allgemeinen Friedhof bestimmt; mer die Gräber der berühmten Nürnberger Meister sucht, der findet sie hier zwischen anderen schlichten Sandsteinplatten. Handwerkerwappen leuchten matt durchs Grün, wie eine Mahnung an die Lebenden: Vergesse die alten Meister nicht! Nahe beieinander liegen der Denker Ludwig Feuerbach, Hans Sack und Albrecht Dürer, jeder ein Philosoph auf seine Art. Und ich entziffere:

Albertus Durerus
Artium lumen, sol artificum.

(Darunter die Worte):
Hier ruhe Künstlerfürst,
Du mehr als großer Mann,
In Viel-Kunst hat es dir,
Noch keiner gleich getan.
Die Erd war ausgemalt,
Der Himmel dich jetzt hat.
Du malest heilig nun
Dort in der Gottes-Stadt;
Die von Bildmaler-Kunst,
Die nennen dich Patron,
Und setzen dir nun auf
Im Tod die Lorbeer-Kron.“

Daher erinnert ein Kalenderblatt mich an Goethes Freunde, Gebrüder Voisserie. Ich blättere in den Aufzeichnungen der beiden Romantiker und lese die Briefe des Sulpiz Voisserie an seinen Bruder Melchior. Sulpiz, der seinen Kölner Landsleuten „Knatsched“ erschien, weil er alte vergilbte Blätter sammelte und für die Fertigstellung des noch immer unvollendeten Kölner Domes eintrat, war 1828 nach Nürnberg geeilt, um an der Grundsteinlegung des Dürer-Denkmales teilzunehmen. Seitdem Tied und Wadenroder den einst Verkannten aus dem Dämmerlicht der Vergessenheit in die Helle des Tages gezogen hatten, schlugen ihm die Herzen aller Romantiker entgegen; man bekannte sich mit wachsender Begeisterung zu dem heute oft zitierten Wort Friedrich Schlegels: „Die Nationalität ist Bedingung

jeder bestimmten Kunstentwicklung.“ Die Bürger Nürnbergs füllten am Abend vor der Feier das Dürer-Haus und zechten mit der aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilten Künstlern bis in die späte Nacht. Sonst wußten die Nürnberger und Nürnbergerinnen von Dürer kaum mehr, als daß er ein großer Maler gewesen sei und ein böses Weib gehabt habe; warum hätten die Landsleute des Hans Sachs besser sein sollen als die guten Deutschen anderwärts? Sulpiz Voisserie gedachte (wie wir aus einem Briefe an seinen Bruder wissen) der Zeit, wo Wadenroder und Tied zuerst wieder das Andenken des alten Künstlers geweckt hatten und trat mit seinem Freunde Cornelius in Ehrfurcht über die Schwelle des halbdunklen Vorhauses; als sie aber den lauten Lärm der Feiernden vernahmen, kehrten sie „mit der Ueberzeugung nach Hause, daß der Vetter Michel, wie zu Dürers Zeit, auch jetzt noch das breiteste Feld im lieben Vaterland behauptet.“

Der 26. April 1828 war der eigentliche Dürer-Tag. Die Chronik berichtet von der Feier, die am Grabe des Meisters unter schneebedecktem Himmel stattgefunden, bevor man sich zum Festzuge vereinigte, der die Teilnehmer zur Grundsteinlegung des Denkmals führte. Als Campe geredet hatte, brach die Sonne durch die dunkle Wolkenwand, als müsse sie alle Dumpsheit der Geister bannen und die Menschen in den Straßen und Gassen der Meisterfingerstadt mit neuer Zuversicht und frohem Glauben erfüllen. Die geschwollenen Reden waren verstummt und die ungefälste Natürlichkeit wurde zum freiwilligen Zeugen der Freude darüber, daß künstlerischem Verdienst in Deutschland das erste Denkmal errichtet werden solle, als sichtbares Zeichen für die enge Verbindung von Volk und Kunst. Auf Dürers schwerem Grab lag wieder Sonne.

Seitdem sind mehr als hundert Jahre verflossen, und die Träume der Romantiker sind zerronnen. Ich sehe wieder an geweihter Stätte und mich bewegt der Schauer einer entwichenen Vergangenheit. Die Hoffnungen jener Festgenossen haben sich als trügerisch erwiesen. Wie viel ist seit dem Kriege über deutsche Kultur geredet und geschrieben worden. Wenn alles das wirklich Beachtung gefunden hätte, wäre die Kunstheule in den letzten Jahren nicht so ins Kraut geschossen. Noch immer gründet sich der Ruhm Dürers mehr auf Treu und Glauben als auf eigene Anschauung. Das gleiche gilt von Veit Stoz, Riemenschneider und Hans Holbein; außer Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ oder seinen „Hieronymus im Gehäule“ ist höchstens die Vorstellung von „Holbeins „Totentanz“ im Volke lebendig. — Es ist gewiß erklärlich. Wie viele Deutsche bekommen auch nur die berühmtesten Bildnisse von Holbeins Hand in der Berliner und Dresdener Galerie zu Gesicht. Daß die „Dresdener Madonna“, die vor hundert Jahren die eigentliche Vorstellung von Holbein in Deutschland gewährt hatte, im Jahre 1871 als Kopie entthront wurde und darum nicht mehr „300“, war zu bedauern, weil das Darmstädter Original trotz aller Hinweise, nicht die Bedeutung gewinnen wollte, die das Dresdener Bild vor seiner herzlosen Entzauberung gehabt hatte. Wer Holbeins wichtigste Gemälde beieinander sehen möchte, wird in den Museen und Galerien vergeblich danach suchen; sie bieten sich ihm aber in dem Holbeinband der Reihe „Klassiker der Kunst“, der in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist. Die Herausgabe der Zeichnungen erfolgte im Auftrage des Vereins für Kunstwissenschaft (Verlag J. Bard in Berlin), in beiden Fällen geschah die Arbeit unter Leitung von P. Ganz, dem verdientvollen Direktor der öffentlichen Kunstsammlungen in Basel. Ein wesentlicher Lebensabschnitt Holbeins bleibt mit der schönen Schweizer Hauptstadt eng verbunden. (Die Reproduktionen der Holbeinschen Holzschnitte wurden von Hans Krogler besorgt.) Die Vorstellung des Deutschen von Dürer ist immer etwas lebendiger gewesen. Dürer gehört zu den großen Zeugen der Reformation und er nährt die Vorstellung, die seine Landsleute nahezu durch ein halbes Jahrtausend bewahrt haben, durch die starken Gefühlswerte und die ethische Kraft seiner Werke.

Die neue Botschaft von der Gesundung der Kunst tönt laut und lauter durch die deutschen Lande. Ich sehe wieder Sonne auf dem Stein, der unverrückt auf dem Herzen Dürers lastet. Fernher tönt Hammer Schlag; der gleiche Glaube, der die Zünfte ins Leben rief und die Künste der Meister werden ließ, hat auch die Werkzeuge gehärtet, die unsere Maschinen bauen. Im Mittelalter waren Himmel und Erde einander näher als jetzt; aber die toten Steine werden wieder wach; und wenn in diesen Sommertagen Blumen sich über Dürers Ruhfestätte türmen, vernimmt die Welt den Pulsschlag, der das Ewige begleitet. Des Meisters Auferstehungsfest brach an; das Volk horcht auf. Des Volkes Freuden und Leiden sind der unerschütterliche Grund, auf dem die deutsche Kunst sich neu entfalten muß.